

Axel Petermann
Claus Cornelius Fischer

DIE
DIAGRAMME
DES True-Crime-Thriller
TODES

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe Oktober 2019
© 2019 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: © PixxWerk®, München
unter Verwendung von Motiven von shutterstock.com
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-52468-8

2 4 5 3 1

If you took all the girls I knew
When I was single
And brought them all together for one night
I know they'd never match my sweet imagination ...

– Paul Simon, *Kodachrome*

Ihr könnt mir alles nehmen: meine Familie,
meine Freunde, alles, was ich besitze –
nicht aber meine Fantasien.

– Jeffrey Dahmer (Serienmörder, 1960–1994)

Die in diesem Buch geschilderten Ereignisse haben sich in den 90er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Bremen und Umgebung ereignet. Die Identität des Täters und die Namen der Opfer wurden ebenso verändert wie die meisten Schauplätze, um die Unschuldigen zu schützen und die Ruhe der Toten nicht zu stören. Dialoge und andere Äußerungen sind sinngemäß wiedergegeben. Nicht verändert wurden das Grauen der Morde und die eisige Kälte des Bösen.

Ihr

Mir passiert ja nichts. Das denkt ihr alle. Ihr zieht eure schönen Schuhe an und nehmt die Handtasche und natürlich den Mantel, vielleicht ist es kalt draußen. Dann verlasst ihr die Wohnung und denkt, mir passiert schon nichts. Es ist ja gar nicht kalt, denkt ihr. Ihr habt keine Angst. Ihr begegnet mir, aber ihr achtet nicht auf mich. Ihr wisst nicht, was den anderen passiert ist.

Denen vor euch.

Niemand weiß es wirklich. Nur ich. Ihr hört nie auf zu sterben, in meinen Zeichnungen. Die Diagramme helfen mir, mich zu erinnern, bis die Erinnerungen nicht mehr stark genug sind. Dann gehe ich wieder auf die Suche, bis aus den »ihr« ein »du« wird. Wenn ich vor dir stehe und die Lust auf neue Erinnerungen zu mir zurückkehrt.

Du siehst mich, und auf einmal hast du Angst. Aber jetzt ist es zu spät. Jetzt habe ich das Messer schon in der Hand. Siehst du es? Ein außergewöhnliches Instrument, nützlich in vielerlei Hinsicht. Es ist ohne Fehl, und doch wirft es nie den ersten Stein. Es wandert in manch finsternem Tal, aber glaubst du, es kennt Furcht? Es braucht keine Batterie, nicht Wind noch Sonnenenergie. Und vor allem ist es taub für Heulen und Zähneknirschen. Ja, jetzt siehst du es. Gut, dass du einen Mantel angezogen hast, denn plötzlich wird dir kalt.

Plötzlich wird dir entsetzlich kalt.

Du denkst, ich will dich töten. Aber das will ich gar nicht. Keine von euch. Ich will nicht einmal, dass du frierst. Komm, wir gehen in deine Wohnung. Da will ich mit dir leben, in deiner Wohnung. Ich will meine Träume mit dir teilen – immer wieder, mit jedem Schnitt ein bisschen mehr. Und langsam, weil du sonst zu früh sterben musst. Erst ganz am Ende wirst du tot sein.

Aber vorher ...

Ich beobachte dich. Ich sehe nachts durch dein Fenster. Ich folge dir auf der Straße. In die Tiefgarage. In den Fahrstuhl. Ich kann einfach nicht anders. Wenn es wieder so weit ist, muss ich nicht einmal an deiner Tür klingeln. Ich muss nicht warten, bis du öffnest. Denn dann habe ich aufgehört, dir zu folgen.

Dann gehe ich schon vor dir.

Ich gehe einfach in deine Wohnung. Ich gehe hinein, wenn du nicht da bist, und ich bin da, wenn du nach Hause kommst. Ich bin da, um meine Träume mit dir zu teilen.

Robert Melzer, Mein Leben

Sabine

Bis zu diesem Tag, einem Freitag im Mai, war Sabine ein glücklicher Mensch gewesen, und sie dachte, das würde immer so bleiben. Solange sie denken konnte, hatte das Glück sie begleitet, und es war sogar gewachsen, jeden Tag ein bisschen, wie eine Perle in einer Muschel, auf die von morgens bis abends die Sonne schien. Ihr Vater sagte, eine Perlmuschel lebt im Wasser, tief unten, das Sonnenlicht erreicht sie kaum, aber das war Sabine egal. Glück war einfach Glück, selbst auf dem Meeresboden; die Schalen der Muschel tarnten und schützten es. Dabei wusste sie, dass es nicht viele Menschen gab, die so eine Perle in sich trugen und dazu noch von ihrem Vater eine Wohnung geschenkt bekamen, so wie sie zum fünfundzwanzigsten Geburtstag vor vier Wochen. Eine Muschel für die Muschel, hatte er gesagt, ganz dicht am Wasser.

An diesem Mittwoch fuhr Sabine gegen 0:30 Uhr in ihrem gelben Morris Mini Cooper in die Tiefgarage der umgebauten Lagerhalle am Alten Hafen, in der sich ihre neue Wohnung befand. Sie hatte keine Angst vor schlecht beleuchteten Tiefgaragen oder dunklen Kellern oder einsamen Straßen nach Einbruch der Nacht, einfach, weil sie vor gar nichts Angst hatte. Nicht einmal der Umstand, dass bisher erst ein Drittel der großen Studios und Apartments mit Blick auf die Hafenanlagen bewohnt war, flößte ihr Furcht ein. Im Gegenteil, sie genoss die Ruhe. Sie war gern allein, so wie jetzt, als sie den Mini auf ihren Parkplatz mit der Nummer 9 steuerte.

Neun war ihre Glückszahl, obwohl es sich ja eigentlich um eine Ziffer handelte. Sie schaltete die Scheinwerfer aus, und die mit reflektierender gelber Farbe an die Betonwand gemalte Nummer erlosch. Die laute Musik aus dem Radio des Cabrios hallte in dem fast leeren Parkdeck, Prince mit *When doves cry*. Sabine blieb noch ein paar Sekunden hinter dem Steuer sitzen, bis der Song aufhörte. Dann schaltete sie auch das Radio aus.

Die Stille wurde jetzt nur noch unterbrochen vom Summen der blassen Leuchtstoffröhren an der Garagendecke. Eine der Röhren flackerte unregelmäßig, obwohl sie eigentlich noch neu sein mussten. Aus einem Rohr an der Wand neben der Zufahrtsrampe tropfte Wasser. Die meisten anderen Parkplätze waren leer bis auf sechs oder sieben Wagen – ein Jaguar, zwei Porsche, ein BMW Cabrio und noch zwei, deren Marke Sabine nicht kannte.

Sie griff nach der Mappe auf dem Beifahrersitz. Plötzlich spürte sie ein Kribbeln zwischen den Schulterblättern. Ein Schauer lief ihr über den Rücken, wie manchmal, wenn sie im Freibad ganz oben auf dem Sprungturm stand und hinunter auf das blaue funkelnde Viereck des Schwimmbeckens schaute. Ihre erste eigene Ausstellung als Künstlerin in einer wirklich angesehenen Galerie war ein Erfolg!

Sie stieg aus und nahm die Mappe mit den neuen Zeichnungen vom Beifahrersitz. Der Galerist, in dessen Räumen die Ausstellung stattfand, hatte sie gebeten, für einen reichen Sammler exklusiv eine Handvoll kleiner Tuschkizzen vom verlassenen Hafengelände anzufertigen. Der Sammler hatte angeregt, die Skizzen noch mit Farbkreide oder vielleicht sogar Watercolor zu Pop-Art-Motiven aufzublasen, als Kontrast zum Schwarz und Weiß der Entwürfe. Aber sie hatte eine bessere Idee, nicht so retro, kein kopierter Warhol oder Lichtenstein.

Sie ging zur Rampe, um das Garagentor zu schließen. Die Zufahrt wurde von zwei Lampen beleuchtet, die an alte Schiffslaternen erinnerten. Der Himmel war klar und tiefblau, voller Sterne. Eine schlaflose Silbermöwe mit schneeweißen Flügeln schwebte lautlos unter dem Mond dahin wie ihr eigener Geist, dem Wasser entgegen. Was man von da oben alles sehen konnte, und wie weit weg es war: der Hafen, die rostigen Skelette der letzten Kräne, der Fluss, die Kais und die Lagerhallen.

Die ganze Welt lag unter einem, auch die neue Wohnanlage, die hier am Wasser gebaut wurde, Legohäuser, weiße Betonquader mit bodentiefen Fenstern, modern und sauber, wie Sabine es gern hatte – sauber und übersichtlich, alles andere auf Möwendistanz, der ganze Rest. Hier hört dich keiner schreien, hatte Regine, ihre beste

Freundin, bei ihrem ersten Besuch gesagt. Und Sabine hatte gelacht, weil sie nie schrie, wäre ja noch schöner.

Sie zog an der Kette, die das Rolltor in Gang setzte, wartete aber nicht, bis es sich schloss. Stattdessen wandte sie sich ab und ging zur Eisentür, die zum Treppenhaus führte. Als sie an einem der Stützpfeiler vorbeikam, bemerkte sie einen nassen Fleck über dem reflektierenden Leitstreifen und darunter die glitzernden Scherben einer zerbrochenen Wodkaflasche.

Die Kellertür war unverschlossen. Sie zog sie auf, hielt sie mit der linken Schulter offen und tastete mit der rechten Hand nach dem Lichtschalter an der Wand dahinter. Sie hörte ein Klicken, aber sonst geschah nichts. Bis zum Fahrstuhl waren es nur ein paar Schritte, die sie im Dunkeln zurücklegte. Sie drückte auf den Rufknopf. Der Knopf leuchtete auf, und mit einem fernen Ruck setzte sich die Liftkabine in Bewegung. Ein leises Surren ertönte, als der Lift langsam abwärts glitt.

Sie lauschte. Hinter der Tür zu den Kellerräumen am anderen Ende des kahlen Gangs vernahm sie ein dumpfes Scheppern, leise und nur kurz. Als kippte etwas gegen eine Wand. Darauf folgte ein Scharren, näher und weniger gedämpft. Es war nicht mehr hinter der Tür, es war die Tür selbst. Sie öffnete sich einen Spalt und blieb so, fiel nicht wieder zu.

Sabine konnte nicht sehen, was sich hinter dem Spalt befand. Sie glaubte, jemand atmen zu hören, *rsch, rsch, rsch*. Aber dann dachte sie, dass es sich vielleicht um das Geräusch einer Waschmaschine handelte, deren Trommel sich langsam drehte. Obwohl es dafür eigentlich zu spät war, fast Viertel vor eins.

Die Tür bewegte sich einen Zentimeter, schwang weiter auf, noch weiter, dann wieder zurück, bevor Sabine dahinter etwas erkennen konnte. »Ist da jemand?«, fragte sie. Mit der Mappe unter dem linken Arm ging sie auf die Tür zu, gerade als der Lift im Kellergeschoss hielt. Durch das kleine Fenster in der Fahrstuhltür fiel ein Lichtkeil in den Gang. Das Surren erstarb. Sabine blieb stehen, kramte ihre Schlüssel aus der Tasche und kehrte um.

Ein erstickter Laut drang aus der Waschküche, lang gezogen, wie ein mechanisch verzerrtes Stöhnen. Es kam ihr vor, als hörte sie

ihren Namen irgendwo in diesem Röcheln. Sie erstarrte. »Ist da jemand?«

Rsch, rsch, rsch. Nein, das war keine Waschmaschine, keine Wäsche, die sich in Seifenlauge drehte. Es waren Atemzüge, die nicht wie Atem klangen. Sabine starrte auf den schwarzen Spalt, der jetzt breiter wurde, nicht langsam wie bisher, sondern schnell, mit einem Ruck. Eine Gestalt tauchte auf, schien aus dem Spalt zu schnellen. Kein Mensch. Ein Wesen aus einem Science-Fiction-Film, schwarz, mit einem Insektenkopf.

Reglos starrte Sabine die Gestalt an. Ein Jux, dachte sie, jemand spielt dir einen Streich. Gleich fängt die Person an zu lachen, und dann musst du auch lachen. »Sabi...«, sagte die Gestalt. Es klang fast wie die Stimme eines Menschen, versetzt mit dem mechanischen Röcheln, und als sie näher kam und in das Licht des Fahrstuhls geriet, erkannte Sabine, dass es kein Science-Fiction-Wesen war, kein Alien mit einem Insektenkopf, sondern ein Mensch mit einer Maske und einer großen Ledertasche in der linken Hand.

»Sabine ...«, sagte die Stimme noch einmal, ganz deutlich. Es war eine Männerstimme, und der Mann war jetzt so nah, dass sie ihn riechen konnte, Schweiß und Wodka und dazu Kunststoff, das Material der Gasmaske, die er trug, den schwarzen Gummianzug. Dicht vor ihr blieb er stehen, starrte sie nur an durch die Plexiglas-
augen der Maske.

Rsch. Rsch. Rsch.

Renn, sagte eine Stimme in ihr, eine Stimme, die sie noch nie in ihrem Leben vernommen hatte. Renn weg, das ist kein Jux! Aber sie konnte sich nicht bewegen. Wie in einem Albtraum stand sie da, als wäre sie gelähmt. Sie presste die Mappe mit den Zeichnungen an den Oberkörper.

»Wer sind Sie?« Sie merkte, dass ihre Stimme zitterte. Wie früher, fuhr es ihr durch den Kopf, als ich klein war, wenn ich etwas angestellt hatte. Papa kam und – »Woher wissen Sie meinen Namen?« Reden, dachte sie, einfach weiterreden, so wie du früher immer geredet hast, wenn Papa mit dir böse war. Plötzlich erkannte sie, dass sie gar nicht immer glücklich und furchtlos gewesen war. »Was wollen Sie von mir?«

»Halt den Mund.« *Rsch, rsch.* »Nicht reden. Wir gehen in deine Wohnung.« Der Mann griff hinter sich, seine rechte Hand verschwand, und als sie wieder zum Vorschein kam, schimmerte etwas darin, glitt durch das Licht aus dem Fahrstuhl. Ein Messer, mit einer langen, schimmernden Klinge. Sabine erstarrte. Das Blut schien aus ihrem Herzen zu stürzen, mit einem kalten Ruck. »Ich wollte oben auf dich warten«, sagte die mechanische Stimme, »aber du hast ein neues Schloss, ich bin nicht reingekommen.«

Renn!

Sie ließ die Mappe fallen, versetzte dem Mann einen Stoß und rannte zu der Stahltür hinter sich. Sie hatte sie fast erreicht, als er ihren Arm zu fassen bekam und sie gegen die Wand schleuderte. Ihr Kopf prallte gegen den Beton. Sie verspürte einen heftigen Schmerz, hinter der Stirn und in den Zähnen.

»Das war dumm«, sagte der Mann mit seiner verzerrten Stimme. »Mach das nicht!« Er bückte sich zu seiner Tasche, die jetzt dicht beim Fahrstuhl auf dem Boden lag. Der Reißverschluss war halb offen. Aus dem Bauch der Tasche quoll etwas hervor, das aussah wie ein Trainingsanzug, daneben lagen ein Paar Handschellen und eine Art Schwert. »Das ist für oben in deiner Wohnung«, sagte er.

Sabine stieß sich von der Wand ab, warf sich gegen den Mann. Er taumelte zurück. Sie stürzte zum Fahrstuhl, in die offene Kabine. Im Spiegel an der Kabinenwand sah sie ihr Gesicht, aber sie erkannte sich nicht, sah nur eine Frau mit angstverzerrten Zügen. Sah, wie die Frau hektisch die Knöpfe drückte, nicht einen, alle. Dann wurde der Kopf der Frau zurückgerissen, an den Haaren, so heftig, dass ihr Genick knackte. Ein Blitz schoss ihr bis unter die Schädeldecke. Die Gasmaske mit dem stumpfen Rüssel tauchte über ihrer Schulter auf, *rsch, rsch, rsch* im Spiegel, jetzt schnell und keuchend, dicht an ihrem Ohr.

Sie versetzte dem Mann einen Tritt mit der Ferse, aber er schrie nicht einmal. Sie versuchte, sich loszureißen. Sie packte den Rüssel der Gasmaske und zerrte daran, zog und zerrte mit aller Kraft. Plötzlich gab es einen Ruck, und etwas riss an der Maske, und dann hielt sie den Rüssel in der Hand. Der Mann stieß einen Laut aus, ein Knurren. Jetzt sah sie sein Gesicht, gerötet und verschwitzt und ir-

gendwie flach, ohne Konturen. Im nächsten Moment presste er ihr die Klinge gegen die Kehle. Sie sah die Klinge im Spiegel, und sie sah ihren Hals, und sie spürte den scharfen Schnitt, bevor sie auch das Blut sah, alles in dem von ihrem Atem beschlagenen Spiegel: die Faust mit dem Messer, ihren Hals und sein Gesicht, das sie kannte.

»Du?«, rief sie. »Warum tust du das?!«

Er antwortete nicht, schüttelte nur den Kopf, unwillig.

»Warum?«

»Damit du«, er keuchte, »damit du mich spürst.« Er presste die Klinge noch fester gegen ihre Kehle. »Ich will – du sollst wissen, dass ich da bin.«

»Du tust mir weh!«

Seine Augen begegneten ihrem Blick im Spiegel, hielten ihn fest. »Muss es ja«, stieß er hervor, »muss ja wehtun.« Abrupt drückte er sein formloses Gesicht an ihren Nacken, als wollte er nicht, dass sie ihn weiter ansah, während er sie das erste Mal schnitt. Es war ja nur ein kleiner Schnitt, der erste.

First cut is the deepest.

Sie dachte an die Möwen.

2

Robert, ein halbes Jahr vorher

Robert stand am Fenster und sah Mariona aus dem Haus gehen, und wie jedes Mal fragte er sich, ob sie wiederkommen würde. Sie ging schnell, mit diesem entschlossenen Gang, den sie immer hatte, wenn sie nichts wie weg wollte. Sie drehte sich nicht um, das tat sie schon lange nicht mehr. Ganz am Anfang war sie manchmal stehen geblieben oder hatte einen kurzen Blick zurückgeworfen. Ich sollte sie nicht einfach so gehen lassen, dachte er. Ich sollte irgendetwas sagen. Du gehst jetzt nicht einfach weg!, so was. Oder einfach die Tür abschließen und den Schlüssel in die Tasche stecken.

Aber dann knallte sie ihm wieder eine oder trat nach ihm. Sie wusste, dass sie alles mit ihm machen konnte, weil sie stark war, wild. Er tat, was sie wollte; sie brauchte bloß mit dem Finger zu schnippen. Sie konnte ihm wehtun. Sie war nicht sehr intelligent, nicht so intelligent wie er, aber gerissen genug, um seine Schwäche zu spüren. Manchmal sah sie ihn an, und ihr Blick drang ihm direkt ins Herz. Bis sich da ein richtig taubes Gefühl ausbreitete, wo sie ihn verletzt hatte. Sie hatte ihm schon lange keinen Kuss mehr gegeben, wie früher. Oder gesagt, bis heute Abend dann, Robby.

Sie ging jetzt schneller, wie erleichtert, als sie auf die Bushaltestelle zuschritt. Ihr halblanges Haar wippte, eine Woge in Blond, die Hüften in den engen Jeans schwangen hin und her. Fast konnte er die Absätze ihrer Cowboystiefel auf dem Asphalt klappern hören. Die Fransen an den Ärmeln ihrer Wildlederjacke flatterten, als sie auf ihre Swatch schaute, die sie mit dem Zifferblatt nach unten trug.

Wenn ich nicht bald Geld auftreibe, wird sie irgendwann nicht mehr wiederkommen, dachte er. Oder wenn sie erfährt, dass ich gar nicht beim Arbeitsamt war. Dann wird sie auch nicht mehr wiederkommen. Dann bleibt sie einfach bei einem ihrer Typen und schickt jemand, der ihre Sachen abholt. Ich will nicht wieder allein sein. Ich muss unbedingt an Geld kommen, egal wie.

Zuerst fielen ihm Papa und Mama ein, wie immer. Aber von denen konnte er nichts mehr erwarten, da war er erst vor zwei Wochen gewesen. Papa hatte ihm einen Fünfziger gegeben und gesagt, das war das letzte Mal. Ich will erst dein Semesterzeugnis sehen oder was ihr da heutzutage habt. Seine Mutter hatte daneben gestanden und genickt. Dein Vater hat ganz recht, du erzählst nie etwas, dafür haben wir dich nicht aufs Gymnasium geschickt und bis zum Abitur durchgefüttert. Papa hätte ihm bestimmt mehr gegeben, wenn sie nicht da gewesen wäre. Aber sie hatte die Hand auf dem Portemonnaie, und seit einigen Jahren ging sie nachts auch nicht mehr aus. Wahrscheinlich brauchten sie ihr ganzes Geld für Alkohol, Papa jedenfalls.

Es hatte noch nicht wieder angefangen zu schneien. Die Straßen waren trocken, nur ein Rest von Raureif lag auf dem Asphalt. Er konnte etwas rumfahren und gucken, erst mal nur so. Um diese Zeit gingen die Leute zur Arbeit. Ihn interessierten nur die Frauen – Sekretärinnen, Verkäuferinnen, Studentinnen. Er fuhr durch die Straßen und sah, wo sie wohnten, in welchen Häusern. Sie kamen heraus und gingen zur Arbeit, und abends kamen sie wieder, kehrten allein heim. Er konnte sie beobachten. Sehen, ob sie allein blieben, allein lebten.

Er ging ins Schlafzimmer und zog sich fertig an, sonst sah ihn noch jemand in Unterhose und Unterhemd am Fenster stehen wie so einen arbeitslosen Alki. Er fand es wichtig, dass man auf sich achtete. Das Schlafzimmer war klein – die ganze Wohnung war klein, billig und wirklich winzig – und dunkel, weil sie die Jalousie nie hochzogen. Mariona schmiss ihre Sachen immer irgendwohin, aufs Bett oder auf den Stuhl vor der Heizung oder unten in den Schrank. Das Bett war rund, wie ein Schlauchboot, weil Mariona gesagt hatte, ich zieh nur zu dir, wenn du ein Wasserbett anschaffst, so eins wie in *Miami Vice*.

Er hatte sein Konto bis zum Anschlag überzogen, und in den ersten Wochen war sie richtig nett gewesen, hatte alles mit ihm gemacht, was er wollte. Wie die Mädchen in den Anzeigen hinten in der Zeitung. Es war die schönste Zeit in ihrer Beziehung gewesen, ein paar Wochen lang. Rings um das Bett war ein Leuchtschlauch

drapiert, sodass es fast wie eine Kultstätte aus einem alten Science-Fiction-Film wirkte, *Barbarella* oder so. Jetzt roch das Zimmer muffig, ungelüftet, und es war kalt.

Neben dem Schrank stand sein alter Reisekoffer, daneben lag Marionas Rucksack, immer halb gepackt, damit sie sofort wegkonnte. In seinem Koffer war nichts, nur alter Krimskrums, das japanische Schwert und das Bild der heiligen Rosa. Das Schwert gehörte eigentlich im Wohnzimmer an die Wand, über dem Sofa, aber Mariona hatte gesagt, dass sie es da nicht haben wollte und auch nicht im Flur oder im Schlafzimmer. Deswegen lag es jetzt bei Rosa im Koffer, was irgendwie auch passte, weil die ja eine Märtyrerin gewesen war und den Tod durch das Schwert gefunden hatte. Die Bilder von Märtyrerinnen und Märtyrern, gefoltert, aus vielen Wunden blutend, hatten Robert schon im Religionsunterricht erregt. Die geschundenen Körper und das Blut. Da hatte er zum ersten Mal diese Unruhe verspürt, das Quecksilber in seinen Adern.

Er zog sich an, Jeans und das rot-schwarz karierte Hemd von gestern, das noch nach Zigarettenrauch roch. Die Stiefel standen im Flur, und da hing auch der Schimanski-Parka mit den Schlüsseln für den Renault 4 in der Tasche. Der R4 sprang erst nach dem dritten Versuch an. Danach lief der Motor rund, nur der Tank war fast leer. Die Frontscheibe war dreckig. Robert ließ die Wischblätter einmal hin und her schaben, aber die Düse für das Wasser war wohl verstopft. Die Heizung funktionierte auch nicht. Er fuhr bis zur Ampel, wo er warten musste. Er sah zu, wie die Leute vor ihm über die Straße gingen, blass, noch nicht ganz wach, aber doch zielstrebig, jeder für sich, die Gesichter versiegelt von der Kälte.

Die Kinder mit den Schulranzen interessierten ihn nicht, die Männer mit den Aktentaschen auch nicht. Nur die Frauen. Sie gingen meistens schneller als die Männer, und fast immer trugen sie etwas: Handtaschen, Rucksäcke, Einkaufstüten. Sie waren auch bunter, ihre Kleidung, die geschminkten Gesichter. Er versuchte zu erraten, was sie für eine Arbeit hatten, womit sie den ganzen Tag über beschäftigt waren. Friseurin war immer das Erste, was ihm einfiel, weil Mariona in einem Friseursalon arbeitete. Dann kam Verkäuferin im Supermarkt, danach Kellnerin, schließlich Angestellte

bei der Post oder einer Bank; keine Barfrauen oder Nutten, die schliefen noch.

Es war ein grauer, verhangener Morgen, und alle Autos hatten ihre Scheinwerfer eingeschaltet. Als die Ampel auf Grün sprang, bog Robert nach rechts ab. Eine Zeit lang fuhr er neben einer Straßenbahn her. Die Fenster waren erleuchtet, aber beschlagen, sodass er die Leute darin nicht sehen konnte. Hinter der nächsten Kreuzung gab es einen von diesen neuen Mobilfunkläden, die jetzt überall aus dem Boden schossen. Dann kam eine Filiale der Sparkasse, das neonrote S über dem Eingang wirkte wie eine gezackte Schnittwunde in der schmutzigen Luft.

Mariona hatte ihr Gehaltskonto bei der Sparkasse. Als Robert an sie dachte, kriegte er wieder Angst, dass sie ihn verlassen könnte. Ohne einen richtigen Baum mit Lametta und Goldkugeln und Geschenke für meine Eltern wird das ein Scheißweihnachten, hatte sie gestern Abend gesagt – ein richtig beschissenes Fest, und das ist deine Schuld! Ich bin verrückt nach ihr, dachte er. Der Gedanke war so intensiv, dass er die Worte sehen konnte, aus denen er geformt war: *Ich bin verrückt nach ihr*. Und dann dachte er: Ich wünschte, ich wäre mutig genug, eine Bank zu überfallen. Aber das bin ich nicht.

Eine Frau in einem schwarzen Mantel stand am Geldautomaten und holte gerade ihre EC-Karte aus der Geldbörse. Ihre Handtasche hing offen in der rechten Armbeuge. Sie schob die Karte in den Schlitz und tippte ihre Geheimzahl ein. Robert konnte nicht sehen, wie viel Geld aus dem Automaten kam. Sie steckte es ein und wandte sich in die Gegenrichtung, verschwand aus seinem Rückspiegel. Er fand sowieso, dass sie nicht dem entsprach, was er sich vorstellte.

Er verspürte eine Unruhe in sich aufsteigen, ein vertrautes Flimmern, als wäre sein Blut plötzlich dünnflüssiger. Heißer. Er fuhr weiter, und nach einer halben Stunde, in der er fünf mögliche Kandidatinnen erspäht hatte, bekam er Hunger. Er beschloss, umzukehren und zu frühstücken. Sein Platz gleich vor dem Haus war noch frei. Er parkte ein, und als er den Zündschlüssel abzog, konnte er seinen gefrorenen Atem von der Innenseite der Frontscheibe kratzen.

Etwas Geld hatte er noch, nicht viel, aber für ein paar Flaschen Bier reichte es, vielleicht sogar für einen halben Liter Wodka. Im Erdgeschoss war ein Edeka, der Eingang lag aber um die Ecke. Um diese Zeit herrschte da noch nicht viel Betrieb, nur ein paar alte Leute mit Einkaufswagen und ein halbes Dutzend Schüler mit dunkler Haut. Aus verborgenen Lautsprechern rieselte Weihnachtsmusik, *Jingle Bells*, dabei waren es noch drei Wochen bis Heiligabend.

Bei den Spirituosen nahm Robert eine Flasche Moskovskaja aus dem Regal und legte sie in den Korb zu den Bierflaschen aus der Getränkeabteilung. Dann fiel ihm ein, dass er noch etwas zum Üben mitnehmen könnte, damit er sich nicht so unvorbereitet fühlte, wenn es so weit war. Irgendwas, das außen fest und innen weich war, eine Melone vielleicht oder ein Laib Brot. Nur um zu gucken, wie sich das anfühlte, wie viel Kraft man brauchte. Graubrot mit einer richtigen Kruste oder ein rohes Huhn – Fleisch und Haut, wo man reinstechen konnte. Er ging zu den Kühltruhen und legte noch ein tiefgefrorenes Huhn in den Korb. Wenn er es in einem Suppenteller auf die Heizung stellte, war es aufgetaut, bevor er sich am Nachmittag auf den Weg machte. Er konnte einen Film in den Videorekorder schieben und sich mit dem Wodka in Stimmung bringen, während das Huhn auf der Heizung lag und taute.

Als er an der Kasse stand, war das kitzelnde, flirrende Gefühl in seinem Bauch so stark, dass es sich anfühlte, als wäre es lebendig. Als lebte etwas in ihm und drehte sich langsam, wie eine Spirale, und dabei wurde es größer und größer. Mit dem Spiralgefühl im Bauch stieg er in den Fahrstuhl nach oben in den zweiten Stock. Es hörte nicht auf, als er die Wohnung betrat, und auch nicht, während er das belegte Brötchen aß, das er unten in der Wurstabteilung gekauft hatte. Er zog die *Morgenpost* aus dem Zeitungsstapel im Flur und setzte sich an den Küchentisch. Der Stuhl knarrte unter seinem Gewicht, denn er wog mehr als die meisten Menschen, weil er so groß war. Groß und schwer, aber schwach. Er würde nie so stark sein wie Mariona; jemand, der mit einem einzigen Blick dafür sorgen konnte, dass einem das Blut aus dem Herz stürzte.

Er schlug die hinteren Seiten der Zeitung auf, da, wo die ganzen

Anzeigen waren, von Monique oder Vanessa, Michelle, Natalie, Vera und vielen anderen, manche mit Bild, obwohl man nie wusste, wie sie dann wirklich aussahen. Unter den Namen stand meistens, was sie anboten, und manchmal auch, von wann bis wann sie arbeiteten und die Telefonnummer, unter der man sie erreichen konnte.

GISELA, 19, ROTE HAARE, WILL DICH VERWÖHNEN, DEIN TRAUM WIRD WAHR, AUCH ANAL –

Mit dem Kugelschreiber malte er einen Kreis um den Namen und dann um die Telefonnummer. Er konzentrierte sich auf Nummern, die mit 32 angingen. Das war in der Nähe des Bahnhofs, wo er sich auskannte und mit dem Wagen hinfahren konnte. Außerdem war es weit genug entfernt, sodass er wohl niemand begegnete, der ihn kannte.

STEFANIE, 24, RASSIGE BRÜNETTE MIT SUPERTITTEN, WARTET AUF DICH, UM DICH ZU VERWÖHNEN! GV, NATURSEKT, FRANZÖSISCH –

Auch hier malte er einen Kreis um die Telefonnummer.

SOFIA, 21, BLOND VON KOPF BIS FUSS, LUST OHNE GRENZEN, ALLES IST ERLAUBT, WAS DIR GEFÄLLT, AUCH PAARE. 15 BIS 24 UHR, ANRUFBEANTWORTER ODER LIVE –

Es war noch zu früh; selbst wenn sie schon arbeiteten, hatten sie noch nicht genug verdient. Die ganze Mühe musste sich schließlich lohnen, und wenn sie kein Geld in der Wohnung hatten, konnte er es gleich lassen, egal, was er sich sonst noch vorstellte. Er kreiste auch Sofias Telefonnummer ein.

Er hatte schon früher bei Nutten angerufen, deswegen wusste er, dass manchmal nur ein Anrufbeantworter am anderen Ende war: Hallo, du hast Monique erreicht. Aber manchmal gingen sie auch gleich selbst an den Apparat. Monique, sagten sie dann, oder Tanja oder Vanessa – egal, es war ja sowieso nicht ihr richtiger Name –, hallo, was kann ich für dich tun?

Es waren mindestens dreißig oder vierzig kleine Anzeigen, die ganze Seite war voll damit. Ich warte bis zum Nachmittag, dachte er. Oder ich rufe jetzt schon an und verabrede mich für später, sonst sind sie vielleicht ausgebucht, wenn ich so weit bin. Auf alle Fälle

musste er sich vorher anmelden, damit sie auch da war, wenn er vor der Tür stand und klingelte. Er überlegte, kreiste noch eine Telefonnummer ein. Er hasste es, Entscheidungen treffen zu müssen, dies oder das, falsch oder richtig.

Er drückte den Knopf oben am Kugelschreiber, raus, rein, raus, rein. Er legte den Kuli auf die Zeitung, schob ihn weiter, von dem Papier auf das blau-weiß karierte Wachstuch, mit dem der Tisch bedeckt war. Er entdeckte einen kleinen Tintenfleck am linken Daumen und eine gerötete Stelle neben dem Nagelbett. Die Haut war rissig; es tat weh, wenn man daran knabberte, aber es musste sein. Manchmal war es gut, wenn etwas wehtat. Er blätterte ein paar Seiten weiter, bis zu den Kinoanzeigen. Er sah sich gern Plakate an, auf denen Frauen gefoltert wurden, *Hexen, bis aufs Blut gequält*, solche Filme. Die Frauen knieten halb nackt und mit Ketten gefesselt in einer Zelle oder im Wüstensand, den Kopf verzweifelt nach hinten geworfen, ein Messer an der nackten Kehle. So wie auf dem Plakat in seinem alten Kinderzimmer.

Er stellte sich vor, er wäre es, der ihnen das Messer an die Kehle hielt. Er stellte sich ihre Angst vor, wie sie ihm ausgeliefert waren und alles tun mussten, was er wollte. Er stieß den Stuhl zurück, lief durch die Wohnung, von der Küche ins Wohnzimmer und von dort ins Schlafzimmer. Das Telefon stand im Flur auf einer dunkelgrünen Ikea-Kommode. Er blieb davor stehen und starrte es an, als könnte es die Entscheidung für ihn treffen, Monique oder Sofia. Oder Stefanie. Plötzlich klingelte es. Er zuckte zusammen und nahm den Hörer ab. »Hallo?«

»Ist die Mariona da?«, fragte eine Männerstimme, Straßenlärm im Hintergrund.

»Nein.«

»Wann kann ich sie denn erreichen?«

»Weiß ich nicht. Irgendwann.«

»Sie sind der Student, was?«

»Welcher Student?«

»Sie hat gesagt, sie wohnt mit einem Studenten zusammen.«

»Nein. Ich bin ihr – sie ist meine Freundin.«

Der Mann schwieg.